

Herausgeberin:
Stiftung zum Wohl
des Pflegekindes



5. Jahrbuch des Pflegekinderwesens

Grundbedürfnisse von Kindern –
Vernachlässigte und misshandelte Kinder
im Blickfeld helfender Instanzen

Stiftung zum Wohl des Pflegekindes

5. Jahrbuch des Pflegekinderwesens

Grundbedürfnisse von Kindern –

Vernachlässigte und misshandelte Kinder im Blickfeld helfender Instanzen

Stiftung zum Wohl des Pflegekindes

5. Jahrbuch des Pflegekinderwesens

**Grundbedürfnisse von Kindern –
Vernachlässigte und misshandelte Kinder
im Blickfeld helfender Instanzen**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet: www.schulz-kirchner.de

1. Auflage 2009

ISBN 978-3-8248-0690-4 E-Book PC PDF

Alle Rechte vorbehalten

© Schulz-Kirchner Verlag GmbH, 2009

Mollweg 2, D-65510 Idstein

Vertretungsberechtigter Geschäftsführer: Dr. Ullrich Schulz-Kirchner

Lektorat: Petra Schmidtman

Layout: Susanne Koch

Druck und Bindung: Rosch-Buch Druckerei GmbH, Bamberger Str. 15,
D-96110 Scheßlitz

Printed in Germany

Die Informationen in diesem Buch sind von den Verfasserinnen, den Verfassern und dem Verlag sorgfältig erwogen und geprüft, dennoch kann eine Garantie nicht übernommen werden. Eine Haftung der Verfasserinnen, der Verfasser bzw. des Verlages und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ist ausgeschlossen.

Als Buch-Ausgabe erhältlich unter der ISBN 978-3-8248-0633-1

Die Herausgeberin

Die Stiftung zum Wohl des Pflegekindes wurde 1992 in Holzminden gegründet. Ihr Anliegen ist es, ein breites öffentliches Interesse für Pflegekinder und ihre besondere Situation zu wecken. Das Hauptaugenmerk ist dabei auf solche Kinder gerichtet, deren Entwicklung und Sozialisation durch die Ursprungsfamilie anhaltend nicht gesichert werden kann und die deshalb auf Dauer in einer Pflegefamilie leben. Die Verbesserung der Lebenssituation dieser Kinder ist das Stiftungsziel. Um dieses zu erreichen, hat sich die Stiftung folgende Schwerpunkte gesetzt:

- **Fortbildung und Erfahrungsaustausch aller am Pflegekinderwesen Beteiligten**
- **Mitfinanzierung von Projekten, Veröffentlichungen, Tagungen, Stipendien**
- **Förderung von Wissenschaft und Forschung zum Thema „Pflegekinderwesen“**
- **Veröffentlichungen**

Ansprechen will die Stiftung alle, die in ihrem (Berufs-)Alltag mit Fragen des Pflegekinderwesens befasst sind: MitarbeiterInnen der Pflegekinderdienste, Pflegeeltern, PsychologInnen, JuristInnen, WissenschaftlerInnen, PolitikerInnen u. a. Die Stiftung versteht sich als Forum, auf dem über die unterschiedlichen Fragestellungen zum Thema „Pflegekind“ diskutiert werden kann und soll. Dabei wird davon ausgegangen, dass das Wohl des Pflegekindes für alle Beteiligten höchste Priorität hat.

Vorstand: Inge Stiebel, Dr. Ulrich Stiebel (Vors.)

Kuratorium: Heinzjürgen Ertmer, Henrike Hopp,
Prof. August Huber, Prof. Dr. Christine Köckeritz,
Claudia Marquardt, Dr. Jörg Maywald,
Prof. Dr. Dr. h.c. Gisela Zenz (Vors.)

Anschrift: Lupinenweg 33, 37603 Holzminden,
Telefon: 0 55 31/51 55 - Fax: 0 55 31/67 83
E-Mail: 055315155@t-online.de
www.Stiftung-Pflegekind.de

Inhalt

Vorwort	9
I Bedürfnisse von Pflegekindern	13
<i>Karin Grossmann</i> Bindung und empfundene Zugehörigkeit	15
<i>Astrid Springer</i> Die schwierige Situation von Pflegekindern und ihren Pflegefamilien gegenüber den leiblichen Eltern – Pflegekinder zwischen Realität und Recht	35
<i>Annette Mingels</i> Eine entfernte Bekannte	49
II Vernachlässigte und misshandelte Kinder im Blickfeld helfender Instanzen	59
<i>Gina Graichen</i> Die alltägliche Lebenssituation vernachlässigter und misshandelter Kinder aus der Sicht der Kriminalpolizei	61
<i>Christiane Ludwig-Körner</i> Defizitäre Lebensverhältnisse im Erleben von Säuglingen und Kleinkindern und Interventionen der Jugendhilfe	73
<i>Christine Köckeritz</i> Defizitäre Lebensverhältnisse im Erleben von älteren Kindern und Jugendlichen und notwendige Interventionen der Jugendhilfe	89
<i>Gisela Zenz</i> Die Unterbringung misshandelter und vernachlässigter Kinder in Pflegefamilien – Anforderungen an den Pflegekinderdienst	107

<i>Hildegard Niestroj</i>	
Indikatoren von Kindeswohlgefährdung – Risikoeinschätzung in der Fallarbeit	121
<i>Gerhard Fieseler/Anika Hannemann</i>	
Gefährdete Kinder – Staatliches Wächteramt versus Elternautonomie? Zur Umsetzung des Art. 6 Abs. 2 Grundgesetz in Rechtsprechung und Jugendhilfepraxis	145
III Aus Fehlern lernen? Drei kritische Fallberichte	163
<i>Arnim Westermann</i>	
Die Geschichte von Lena diesseits und jenseits der Verleugnung	165
<i>Ludwig Salgo</i>	
Erste Eindrücke beim Lesen des Untersuchungsberichts der Bremischen Bürgerschaft zum Tode von Kevin	185
<i>Gisela Zenz</i>	
Der Fall Görgülü in der Sicht des Bundesgerichtshofs	199
IV Pflegekindschaft in der Rechtsprechung	211
<i>Ludwig Salgo</i>	
Die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts zu Pflegekindern	213
<i>Gülşen Schorn</i>	
Anmerkungen zur Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte zu Pflegekindern	229
Beschlüsse verschiedener gerichtlicher Instanzen zum Pflegekinderwesen	241
Gesetzestexte	270
AutorInnen	286
RechtsanwältInnen	288
Abkürzungsverzeichnis	291

Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser,

erschütternde Berichte über verwahrloste oder von ihren Eltern schwerst misshandelte Kinder sind in Deutschland jede Woche in den Medien zu lesen, zu hören und zu sehen. Oft waren die Familienverhältnisse den Jugendämtern bekannt. Mit jedem neuen „Fall“ wird die Frage aufgeworfen, ob das Jugendamt versagt hat oder sich solche „Fälle“ verhindern lassen. Fakt ist, dass neben eingeschränkten finanziellen Mitteln oft nicht ausreichende fachliche Kenntnisse der Grund für die nicht adäquaten Hilfeangebote oder das zu späte Eingreifen vonseiten der Jugendbehörden ist. Ein weiterer Grund – und dieser ist sowohl im Jugendamtshandeln als auch in Gerichtsentscheidungen zu finden – ist, dass dem Elternrecht Vorrang vor den Rechten der Kinder eingeräumt wird und die Situation des Kindes deshalb nicht im Blickfeld ist – und das, obwohl die höchstrichterliche Rechtsprechung grundsätzlich sagt, dass Kindesrecht vor Elternrecht gilt, wenn das Kindeswohl nur so gewahrt werden kann.

Auch diese in letzter Zeit zu beobachtende rechtliche Entwicklung geht weithin auf mangelnde Kenntnisse über elementare Bedürfnisse von Kindern und die Folgen defizitärer Eltern-Kind-Beziehungen zurück.

Seit ihrem Bestehen bemüht sich die Stiftung durch Seminare, jährliche Fachtagungen und Forschungsförderung sowie durch die Herausgabe von Tagungsdokumentationen und Jahrbüchern Aus- und Fortbildungsmängel im Arbeitsfeld Jugendhilfe und insbesondere im Pflegekinderwesen auszugleichen.

Anerkannte und praxiserfahrene WissenschaftlerInnen referieren jeweils – so auch in dem hier vorliegenden Jahrbuch – über aktuelle Ergebnisse der kinderpsychologischen Forschung und übertragen diese auf die spezielle Situation von Pflegekindern. JuristInnen, PsychologInnen und erfahrene MitarbeiterInnen aus der Jugendhilfe stellen ihr Fachwissen und ihre Erfahrungen zur Verfügung.

Das in vier Kapitel gegliederte Jahrbuch befasst sich im ersten Abschnitt mit Bedürfnissen von (Pflege-)Kindern. Am Anfang steht ein Aufsatz von **Karin Grossmann** zur Bindung und empfundenen Zugehörigkeit. Die international renommierte Bindungsforscherin stellt als Ergebnis ihrer jahrzehntelangen Forschungen fest – und ist damit in Übereinstimmung mit BindungsforscherInnen in aller Welt – dass stabile positive Bindungen überlebenswichtig für das Kind sind und erläutert ihre Entstehung.

Daran schließen zwei Erfahrungsberichte an, die sehr anschaulich Bedürfnisse, Gefühle und das Erleben von Pflegekindern und auch von Pflegeeltern schildern: In dem Beitrag von **Astrid Springer** berichten ein erwachsener Pflegesohn und seine Pflegeeltern über ihre überwältigenden Gefühle bei der geplanten Wegnahme des Kindes aus der Pflegefamilie. ExpertInnen verschiedener Professionen kommentieren die Situation aus ihrer jeweiligen fachlichen Sicht. Die als Baby adoptierte Journalistin **Annette Mingels** berichtet eindrucksvoll und lebendig über ihr Empfinden beim Zusammentreffen mit ihrer leiblichen Mutter im Erwachsenenalter.

Der zweite Abschnitt des Jahrbuches befasst sich mit vernachlässigten und misshandelten Kindern aus dem Blickwinkel verschiedener helfender Instanzen.

Die Kriminalhauptkommissarin **Gina Graichen** zeigt in dem Bericht über ihre Arbeit die erschütternde, würdelose und lebensbedrohliche Lebenssituation von vernachlässigten und misshandelten Kindern auf. Daran schließen die Aufsätze von **Christiane Ludwig-Körner** und **Christine Köckeritz** an, die das Erleben defizitärer Lebensverhältnisse von Kindern in verschiedenen Altersstufen aufzeigen, die schwerwiegenden Folgen solcher Erfahrungen darlegen und daraus Rückschlüsse für notwendige Interventionen der Jugendhilfe ziehen. (C. Ludwig-Körner/Säuglinge und Kleinkinder, C. Köckeritz/ältere Kinder und Jugendliche). **Gisela Zenz** geht in dem anschließenden Beitrag vertiefend auf Interventionen der Jugendhilfe ein, stellt den Stellenwert der Familienpflege als Ressource der Jugendhilfe heraus, zeigt Fehlentscheidungen zulasten des Kinderschutzes auf und stellt Überlegungen an, wie es zu solchen Entscheidungen kommen kann. **Hildegard Niestroj** schildert, wie folgenschwer innerhalb der familialen Bindung gemachte traumatische Erfahrungen für das Kind sind und wie MitarbeiterInnen helfender Instanzen zu einer realistischen Risikoeinschätzung von Kindeswohlgefährdung gelangen. **Gerhard Fieseler** und **Anika Hannemann** stellen die Frage in den Mittelpunkt, wie die Balance zwischen dem Erziehungsprimat der Eltern und der Gewährleistung des Kindeswohls bei Kindeswohlgefährdung durch den Staat zu finden ist. Sie konstatieren und beklagen eine Überbetonung der Elterninteressen auf Kosten der Kindesinteressen in Rechtsprechung, Jugendhilfe- und Gutachtenpraxis.

Im dritten Abschnitt wird in drei kritischen Fallberichten die Jugendhilfe- und Rechtsprechungspraxis beleuchtet. **Arnim Westermann** zeigt anhand eines Beispiels aus seiner psychologischen Praxis auf, wie ein unreflektierter Versuch, Kinderschutz durch Hilfe für die Eltern zu verwirklichen, dazu führt, dass das Leiden des Kindes verleugnet, dadurch die Aufarbeitung des Erlebten massiv erschwert und die Entwicklung des Kindes behindert wird. **Ludwig Salgo** beleuchtet die Zusammenarbeit der beteiligten helfenden Instanzen im Fall des zweijährigen

Kevin, der im Oktober 2006 in Bremen tot im Kühlschrank seines Ziehvaters aufgefunden wurde. Seine Analyse ergibt, dass eine Vielzahl von vermeidbaren Gründen für den Tod von Kevin verantwortlich war; der dazu erstellte Bericht des Bremer Untersuchungsausschusses gibt hoffentlich Anstoß, das Zusammenwirken helfender Instanzen zur Sicherung des Kindeswohls auch außerhalb Bremens zu überdenken und neu zu ordnen. **Gisela Zenz** befasst sich mit einer Entscheidung des Bundesgerichtshofs im „Fall Görgülü“ und ihrer langen Vorgeschichte, die zeigt, zu welcher schwerwiegenden Missachtung des Kindeswohls Behörden und Gerichte gelangen können, wenn sie im Bemühen um political correctness und in Ermangelung bindungspsychologischen Basiswissens gegen die Empfehlung aller psychologischen Gutachten die Beziehung eines langjährigen Pflegekindes zu seinem biologischen Vater erzwingen wollen.

Der vierte Abschnitt beleuchtet die höchstrichterliche Rechtsprechung zur Pflegekindschaft. **Ludwig Salgo** befasst sich in seinem Beitrag mit der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts in den vergangenen Jahrzehnten, wobei das Hauptaugenmerk auf die Berücksichtigung der Kindesrechte gerichtet ist. Unter dem gleichen Blickwinkel setzt sich **Gülşen Schorn** mit der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte auseinander. Im Anschluss an diese Aufsätze sind – wie schon im 4. Jahrbuch des Pflegekinderwesens – wieder einige interessante Beschlüsse verschiedener gerichtlicher Instanzen zu Pflegekindern veröffentlicht.

Unser herzlicher Dank geht an alle Autorinnen und Autoren. Es erfüllt uns mit Freude, dass sie ihr Wissen und ihre Zeit zur Verfügung stellen, um uns in unserem Stiftungsanliegen zu unterstützen.

Der vorliegende Band ist der letzte in der Reihe der Jahrbücher, die von Frau Angela Reineke in ihrer fast 14jährigen Tätigkeit für die Stiftung mit hoher fachlicher Kompetenz und großem Engagement betreut worden ist. Vorstand und Kuratorium der Stiftung sind Frau Reineke zu großem Dank verpflichtet.

Der Vorstand

I Bedürfnisse von Pflegekindern

Bindung und empfundene Zugehörigkeit¹

Einführung

Im Zentrum dieses Beitrags stehen die Bindungsentwicklung des Kindes und die Prozesse, die mit Bindung verbunden sind. Nach einer kurzen Definition und Charakterisierung der Entwicklung einer Bindung und ihren Aufgaben im Säuglingsalter unabhängig vom Verwandtschaftsgrad (s. a. Grossmann & Grossmann, 2004) werden für die besondere Situation von angenommenen Kindern drei Themen erläutert: Warum kommt es in Bindungsbeziehungen so häufig zu Angst, Ärger und Trauer? Des Weiteren werden Störungen der Bindung bei dysfunktionalem Elternverhalten besprochen und schließlich werden einige ausgewählte Forschungsergebnisse über angenommene Kinder berichtet.

Die bindungstheoretische Definition von „Bindung“ nach John Bowlby (1979/2001), Kap. 7):

- Bindung ist ein gefühlsgetragenes Band, das eine Person zu einer anderen spezifischen Person anknüpft, das sie über Raum und Zeit hinweg miteinander verbindet.
- Meist wird die andere Person als stärker und weiser empfunden.
- Man kann an mehr als eine Person gebunden sein, aber nicht an viele.
- Seelisches und körperliches Trennungsleid sind ein eindeutiges Zeichen für Bindung.
- Bindung setzt Gefühle voraus, die unterschiedlich und spezifisch gegenüber einzelnen Personen gehegt werden.
- Viele der intensivsten Gefühle treten während der Entstehung, der Aufrechterhaltung, dem Abbruch und der Erneuerung von Bindungen auf.
- Die kindliche Bindung an die Bindungsperson ist das Ergebnis der selbst initiierten Aktivitäten des Kindes, Nähe zur Bindungsperson herzustellen.
- Die Bindung an die bemutternde Person entwickelt sich im ersten Lebensjahr weitgehend unabhängig von der Qualität der Fürsorge – auch wenn sie erratisch, gefühllos, strafend oder ungeschickt ist –, solange sie nur beständig ist.

1 Vortrag auf dem 18. Tag des Kindeswohls „Elternschaft im Pflegekinderwesen. Soziale Beheimatung für Kinder aus defizitären Lebensverhältnissen“ am 31. Mai 2008 in Potsdam. Veranstalterin: Stiftung zum Wohl des Pflegekindes.

- Zu Beginn des zweiten Lebensjahres haben die meisten Kinder eine relativ stabile Bindung an mindestens eine Person entwickelt.
- In diesem Alter sind die Bindungs-Verhaltenssysteme des Kindes so weit integriert, dass sie schnell aktiviert werden können, sobald das Kind Angst empfindet. Angst kann durch sehr verschiedene, individuell unterschiedliche, unvertraute Wahrnehmungen ausgelöst werden. Bei einem Kleinkind entsteht Angst jedoch besonders durch die Entfernung der Bindungsperson.
- Die Ereignisse, die am effektivsten die Angst des Kindes lindern und die aktivierten Verhaltenssysteme beruhigen, sind die beruhigenden, tröstenden Reaktionen, der Anblick und besonders der Körperkontakt mit der Bindungsperson.
- Bindungen bestehen aus Gefühlen, Erinnerungen, Wünschen, Erwartungen und Absichten, die wie ein Filter für die Wahrnehmungen und Interpretationen sozialer Ereignisse und Erlebnisse wirken.

Kommentar: Bindung hat primär nichts mit Blutsverwandtschaft zu tun, obwohl die meisten Kinder von ihren Eltern aufgezogen werden. Ziehen natürliche oder annehmende Eltern ein Kind von Anfang an auf, so werden sie die ersten und wichtigsten Bindungspersonen.

1 Die Entwicklung einer Bindung und ihrer Funktionen

Ein Kind kommt mit der biologisch vorprogrammierten Erwartung zur Welt, dass mindestens eine starke und kundige Person es schützen und versorgen wird und sich liebevoll um den neuen, kleinen Menschen kümmert. Außerdem sind Kinder von Natur aus begierig, von vertrauten Personen in Sprache und mit sozial angemessenen Verhaltensregeln in die Kultur eingeführt zu werden. An die Person, die den Säugling am häufigsten und zuverlässigsten versorgt, bindet sich das junge Kind. Das Programm „Bindung“ stammt aus unserer Stammesgeschichte als soziale Säugetiere. Es dient der zunächst externen Regulierung der noch unreifen physiologischen Abläufe im Körper des jungen Wesens durch den mütterlichen Körper, d. h. ihrer Wärme, ihrer Milch und der Bewegung des kindlichen Körpers durch sie. Gleichzeitig, wie jetzt die Neurowissenschaften zeigen, steuert es die Strukturierung des Gehirns (Hane & Fox, 2006, Hofer, 2003).

Das angeborene Programm Bindung ist eine Überlebensnotwendigkeit, wie die Anthropologin Sarah Blaffer Hrdy ausführt. Seit mehr als 35 Millionen Jahren war Sicherheit für ein Primatenbaby gleichbedeutend damit, Tag und Nacht ganz nah bei seiner wärmenden, schützenden und nährenden Mutter zu bleiben. Wenn es die Verbindung verlor, war es so gut wie tot. *„Die Aufrechterhaltung mütterlicher Zuwendung war einst für das Überleben eines Säuglings genau so wichtig wie*

die Luft zum Atmen, und daran hat sich bis heute nichts geändert.“ (Hrdy, 2000, Mutter Natur. S. 436).

Das Schutzbedürfnis eines Kindes zeigt sich auch heute noch in der Ausbeutung von ungeschützten Kindern, die aus Not verkauft werden, die in Stammeskriegen als Soldaten missbraucht werden, die in Arbeitshäusern in der Dritten Welt gefangen gehalten werden oder bei uns nach den Kriegen als billige Arbeiter Frondienste leisten mussten (Wensierski, 2006). Auch sexueller Missbrauch von Schutzbefohlenen durch Männer der Kirche ist dokumentiert, da diese Jungen keinen Erwachsenen hatten, der sie davor bewahrt hätte (Briggs & Hawkins, 1996).

Die angeborene Neigung sich zu binden, muss jedoch von jedem einzelnen Säugling stets aufs Neue durch eigene Aktivitäten, die sich auf eine beständig zugängliche Person richten, Wirklichkeit werden. Werden die Erwartungen des Kindes, dass diese Person es schützen, liebevoll versorgen und in die Kultur einführen wird, nicht erfüllt, bedeutet dies ein schweres Risiko für eine gesunde körperliche und psychische Entwicklung des Kindes.

Schon im Mutterleib werden dem Kind der Bewegungsrhythmus, die Stimme und der Geschmack der Mutter vertraut. Während des Geburtsvorgangs wird beim Säugling viel Adrenalin ausgeschüttet, ein Neurohormon, das ein schnelles Lernen der individuellen Merkmale der Mutter ermöglicht (Lagercrantz & Slotkin, 1986). Nach der Geburt ist jedoch das Bedürfnis des Säuglings nach Wärme, Fürsorge und Regulation stärker als der Wunsch nach vertrautem Wiedererkennen. Eine Versorgung des Säuglings durch eine weitere Person ist meist ohne gravierende Probleme möglich, wie die Geschichte des Ammenwesens zeigt. Die Geschichte des Ammenwesens zeugt ihrerseits für die zentrale Rolle des Schutzes durch die Eltern. Sie konnten eine gesunde, zuverlässige Amme wählen oder, wenn das Kind unerwünscht war, eine, die es „himmeln“ (sterben lassen) würde.

Eine Bindung entsteht erst durch aktives Verhalten des Kindes, nicht allein durch versorgt werden. Das Verhalten zielt darauf, die Nähe zur Bindungsperson herzustellen. So kann z. B. bei Rhesusaffen Bindung an eine Stoffattrappe entstehen, die unbelebt, aber weich und warm ist, so dass das Äffchen sich anklammern kann. Sobald das Junge Angst hat, ihm kalt ist oder sein Körper Kontakt braucht, läuft es zur Attrappe und klammert sich an sie. Dieser Kontakt beruhigt es, so dass es wieder erkunden kann. Diese beiden Funktionen einer Bindungsperson wird „sicherer Hafen“ als Fluchtziel und „sichere Basis“ als Sicherheit gebender Ausgangspunkt für die notwendigen Erkundungen der Umwelt genannt (Ainsworth et al., 2003).

Beim Kind sind Weinen, Rufen, Suchen, Anklammern und Trennungsprotest die klassischen Bindungsverhaltensweisen, die die Nähe zur Bindungsperson herstellen sollen. Das angeborene „Programm Bindung“ funktioniert auch bei lieblosen Elternpersonen, so lange sie nur beständig zum Kind kommen und es hinreichend versorgen. Lieblose Versorgung hat jedoch einen sehr beeinträchtigenden Einfluss

auf die Bindungsqualität und später auf die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes. Deswegen muss zwischen „Bindung“ und „Bindungsqualität“ unterschieden werden. Die Qualität früher Bindungen entwickelt sich im Wesentlichen aus der Qualität der Reaktionen der Bindungsperson auf die Bindungsverhaltensweisen des Kindes, egal ob es eigene oder angenommene Kinder sind (Juffer et al., 2005).

Die Bindung eines Kindes an eine bestimmte stärkere und klügere Person – es kann auch ein älteres Geschwister sein – erkennt man daran, dass es spezifisch und selektiv die Nähe und den Kontakt zu dieser besonderen, nicht austauschbaren Person, der Bindungsperson sucht. Das gilt für ein Leben lang für Personen jeden Alters. Besonders deutlich wird die Bindung, wenn die Person bei Unwohlsein, Angst, Müdigkeit und jeglichem akuten Leiden die Nähe und den Kontakt zu ihrer Bindungsperson aufsucht.

Die Bindungsqualität beeinflusst stark die Identität und das Selbstwertgefühl des Kindes. Sie entsteht im Verlauf und „im Spiegel“ der Interaktionen, wie es behandelt wird. Erlebt sich das Kind als liebenswert? Ist es dem anderen seine Aufmerksamkeit, Zeit und Zuwendung wert? In den ersten 2–3 Jahren sind Eltern und ältere Geschwister die häufigsten Interaktionspartner. So ist ihr Umgang mit dem Kind zentral für die Entwicklung seines Selbstwertgefühls. Auch das ältere Kind sucht im Verhalten der Eltern noch stets Bestätigungen, dass es weiterhin liebens- und schützenswert ist.

Scheu und Angst vor Fremden, die Fremdelreaktion, sind schon gegen Ende des ersten Halbjahres deutlich vorhanden. Säuglinge zeigen ablehnende Körperhaltungen schon zwischen 2 und 3 Monaten, wenn sie von einem Fremden auf den Arm genommen werden. Ein abrupter Verlust der vertrauten Bindungsperson würde sie in große Angst versetzen. Ein sanfter, begleiteter Übergang zu einer neuen bemutternden Person, die eine weitere Bindungsperson werden soll, ist schon im ersten Halbjahr notwendig, um dem Säugling unnötige Ängste und physiologische Belastungen zu ersparen.

Je länger ein Kind allerdings erfahren hat, nicht liebenswert, vielleicht sogar gar keiner Beachtung oder Reaktion wert zu sein, umso schwerer sind Anbahnung und Aufbau neuer Bindungsbeziehungen.

Unvermitteltes Übergeben eines Säuglings an jemand anderen, den der Säugling nicht kennt, wird von ihm als Bedrohung empfunden, weil er Angst vor Fremden hat. Außerdem wird der Verlust der vertrauten Bindungsperson auch als Ablehnung empfunden, weil sie nicht auf sein Rufen und seine Sehnsucht nach Beruhigung reagiert.

Erst viele Jahre später kann ein Kind in Gesprächen mit verständnisvollen anderen und durch Reflektionen, die Gefühle, verlassen und abgelehnt worden zu sein, vielleicht überwinden. Jedes Kind braucht bei Trennung von seiner Bindungsperson eine neue liebevolle Bindung, um sich wertgeschätzt und liebenswert zu erleben und zu fühlen.

1.1 Bindungserfahrungen vor der Mobilität eines Säuglings

Im ersten halben Jahr etwa, noch bevor der Säugling selbst aktiv Nähe suchen kann, macht er durch die Art, wie er versorgt wird, eine Reihe von ganz grundsätzlichen Erfahrungen. Sie werden wie alle Erfahrungen und Lernprozesse im Gehirn gespeichert (Teicher, 2002).

Der junge Säugling ist darauf angewiesen, dass eine fürsorgliche Person seine unreife physiologische *interne* Regulation (Wärme, Hunger, Verdauung, Anspannung) durch *externe* Regulation, also ihre Fürsorge und Zuwendung unterstützt. Erfährt ein Säugling in dieser Zeit starke Vernachlässigung, bedeutet dies den Verlust der externen Regulation durch eine andere Person. Er muss eine eigene Regulation finden, die oft nur durch Erschöpfung erreicht wird. Im unbewussten Gedächtnis des Säuglings wird „notiert“: *„Andere sind unnütz, man ist allein“*.

In einer aufmerksamen, liebevollen Beziehung werden spontane Äußerungen und intendierte Bewegungen des Säuglings beachtet, verstanden und meist angemessen beantwortet. Bei Vernachlässigung jedoch bedeutet dies für den Säugling, dass gegenseitiges Verständnis in einer engen Beziehung unwichtig ist. Langfristig vernachlässigte Kinder haben regelmäßig Schwierigkeiten, sich in die Lage eines anderen zu versetzen, um zu verstehen, was dieser möchte (zuerst beschrieben von Redl & Wineman, 1970).

Bindungspersonen mit Feingefühl spiegeln in ihrem Gesicht sehr häufig die Gefühle des Säuglings. Für alle deutlich sichtbar ist eine solche Spiegelung, wenn die Person, die füttert, automatisch und unbewusst selbst beim Füttern den Mund öffnet. Andererseits sind Säuglinge schnell irritiert, verstört und weinen, wenn z. B. ihre Mutter nicht auf ihre Mimik und Laute reagiert und mit steinerntem Gesicht vor ihnen sitzt. Wird die Verstörung nicht aufgehoben, besteht die Gefahr einer späteren unsicheren Bindung (Murray & Cooper, 1997; Lyons-Ruth & Jacobvitz, 2008).

Säuglinge erkennen spätestens ab 2 Monaten im Gesicht ihrer Mutter, ob sie positive oder negative Gefühle hat. Ab ca. 7 Monaten erkennen Säuglinge Diskrepanzen zwischen dem Tonfall, mit dem zu ihnen gesprochen wird, und der Mimik im Gesicht der Mutter. Eine honigsüße Stimme aus einem verärgerten, genervten Gesicht kann einen Säugling nicht täuschen. Er merkt, dass etwas nicht stimmt, und wird verwirrt.

Erst die Reaktionen der Bindungsperson auf die positiven wie negativen Gefühlsäußerungen des Säuglings, die sie in den Interaktionen spiegelt, oft sogar übertrieben spiegelt, geben den Gefühlen des Säuglings Bedeutung. Durch angemessene, feinfühligke Reaktionen fühlt sich der Säugling verstanden und erfährt, dass er beeinflussen kann, was mit ihm geschieht. Er kann besänftigende Antworten auf geäußerte negative Gefühle erwarten. So lernt und speichert der Säugling, dass sein Ausdruck verstanden wird und zu einer guten Kommunikation führt.

Dagegen bedeutet für einen Säugling Vernachlässigung auch, dass seine Gefühle und Ausdrucksweisen keine Bedeutung für seine Bindungsperson haben, so dass er sich nicht mitteilen und verständlich machen kann. Er erlebt sich als hilflos und untüchtig, weil es ihm nicht gelingt, die Reaktionen seiner Bindungsperson durch sein Verhalten zu beeinflussen.

Die Kinderpsychiaterin Alicia Lieberman stellte schon vor vielen Jahren im Rahmen ihrer Tätigkeit fest, dass schon im Alter von 3–4 Monaten 40 % der Säuglinge schwere Trennungsreaktionen zeigen, im Alter von 4–5 Monaten sogar 72 %. Mit 9 Monaten, wenn eine Bindung fest verankert ist, unabhängig ob zur Mutter oder zur annehmenden Mutter, leiden alle Kinder unter einer längeren Trennung (Lieberman & Pawl, 1998). Schon sehr früh, ab 2 Monaten, sind deutliche Zeichen von Säuglingsdepression erkennbar. Die Symptome für Trennungsleid sind Fütter- und Schlafstörungen, Entwicklungsverzögerungen und emotionelle wie physiologische Selbstregulationsstörungen. Regulationsstörungen zeigen sich im Vergleich zur Regulationsfähigkeit vor der Trennung darin, dass der Säugling zu schnell schreit, schwer zu beruhigen ist, apathisch und wenig reaktionsbereit auf Ansprache reagiert, während der Nahrungsaufnahme unruhig ist und leicht Infektionen bekommt.

Zum Glück ist die soziale Orientierung eines Säuglings so stark auf einzelne Personen ausgerichtet, dass er beispielsweise erlebt und lernt, nicht mit seiner depressiven Mutter kommunizieren zu können. Gleichzeitig kann er in einer anderen, zugewandten Beziehung auch lernen, sich effektiv mitzuteilen. Sind z. B. der Vater oder eine Betreuerin zugeneigt und feinfühlig in ihren Reaktionen, wird der Säugling mit ihnen gut kommunizieren (Hossain et al, 1994).

1.2 Bindungserfahrungen mit Beginn der Mobilität eines Säuglings

Die vielfachen, täglichen Erfahrungen der Beruhigung bei Disstress, des Wohlfühlgefühls durch sanften Körperkontakt und warmer Nahrung im Bauch, und der behutsamen begleiteten Möglichkeit, Neues zu erkunden, führen dazu, dass die Bindungspersonen für den Krabblender zum Zentrum der Welt werden. In ihrer Nähe fühlt er sich sicher und geborgen, aber je weiter weg er krabbelt, umso unsicherer und gefährlicher erscheint ihm „die Welt“. Mit ihrer Rückendeckung und im Schutzbereich ihrer Aufmerksamkeit kann er sich jedoch mutig die Welt vertraut machen.

Dieser Entwicklungsprozess macht deutlich, dass ein plötzlicher, unvermittelter Verlust seiner Bindungsperson für ein Krabbelkind den Verlust seines Zentrums, dem sicheren Hafen und der Sicherheitsbasis bedeutet, auch wenn die neue Betreuerin wohlmeinend und freundlich ist. Die Bindung an die fürsorglich schützende Person ist schon so gut geknüpft, dass sie wie ein elastisches Band das Wegwandern des Krabblers in gefährliche Bereiche verhindert. Das Band ist

insofern „elastisch“, als sich der gut gelaunte Krabbler weiter wegtraut, der müde, kränkelnde oder ängstliche Krabbler aber lieber in der Nähe der Bindungsperson bleibt oder schnell zu ihr hin krabbelt.

Wir konnten das bei unseren Beobachtungen von Krabbelkindern auf einer Südseeinsel vielfach beobachten. Sobald ein Säugling krabbeln kann, gehen die Mütter dort nicht mehr zum Kind hin, wenn es sie braucht, sondern sie warten ab, bis das Kind zu ihnen kommt (Grossmann et al., 2003). Auch bindungstheoretisch ist aktives Nähe-Suchen sehr förderlich und stärkend für die Bindungsentwicklung.

Ist die Bindungsperson als Zentrum nicht verfügbar, oder nie mehr verfügbar, wie bei einer Einweisung in ein Heim ohne persönlich zugeordnete Erzieherin, dann gibt es für das Kind keine Orientierung im Sinne von „weg vom Zentrum“, aber auch keine Möglichkeit, zur Beruhigung bei Angst „hin zum Zentrum“ zu finden. Da auch verlassene Kleinkinder nicht überleben können, ohne wenigstens eine minimale Fürsorge zu erhalten, gehen sie zu jedem hin, der freundlich wirkt. Vernachlässigte Kleinkinder sehen keinen Grund, die Nähe zu einer besonderen Person zu suchen. Die fremde freundliche Person kann das Kind allerdings weder nachhaltig beruhigen, noch ihm Sicherheit und Möglichkeit zu mutigen, umsichtigen Erkundigungen geben. Vernachlässigte Kinder erfahren, dass keiner sich um sie sorgt, also müssen sie selbst um ihr Überleben kämpfen.

1.3 Die Funktionen der Bindung

Unter den meisten Bedingungen und in allen Kulturen bedeutet Bindung für ein Kind Schutz und Fürsorge von mindestens einem individuellen starken und kundigen Erwachsenen, der meistens ein Elternteil ist. Wenn diese Erwartungen in unserer Stammesgeschichte nicht erfüllt worden wären, wäre die Gattung Mensch ausgestorben. Die Bindungsperson oder -personen sorgen für das Überleben des Kindes für etwa 6–8 Jahre. Erst dann haben z. B. Kinder in Naturvölkern genug gelernt, um sich Schutz und Nahrung allein zu beschaffen, um zu überleben.

Die Bindung an eine Person kann die Angstgefühle des Kindes durch Nähe und Körperkontakt „herunterregeln“. Körperkontakt löst die Ausschüttung des „Liebeshormons“ Oxytocin aus, das ein Antagonist zum Stresshormon Cortisol ist, und setzt das Wachstumshormon Somatotropin frei (Hofer, 2003). Sichere Bindungen mildern das Stresserleben des Kindes und machen es weniger stressanfällig.

Im sozialen Miteinander setzen Bindungen auch dem Egoismus des Kindes Grenzen. Der Bindungsperson „zuliebe“ lernt das Kind, seinen Egoismus, seine Eifersucht z. B. auf ein Geschwister, seinen Zorn und seine Angriffslust zu beherrschen. Auch wenn Kinder gegen Ende der Vorschulzeit rein gedanklich die Sicht des anderen bei einem Konflikt berücksichtigen können, nutzen sie diese Fähigkeit lieber, wenn sie sich dem anderen verbunden fühlen.

Die Bereitschaft zur sozialen Verbundenheit und Rücksicht auf andere in unserer Gruppe ist dem sozialen Wesen Mensch „in die Wiege gelegt“, denn ohne die Gemeinschaft hatte er in der Frühzeit eine geringe Überlebenschance. Aber die Bereitschaft, Rücksicht zu nehmen, kann in jedem einzelnen Kind durch unverbindliche Fürsorge oder gar Vernachlässigung leicht zunichte gemacht werden. Angemessenes soziales Verhalten ist ein Ergebnis der Erfahrungen „am eigenen Leib“ und der Verinnerlichung am Vorbild der Bindungsperson: Erlebt das Kind durch sie Beachtung, Wertschätzung und angemessene Reaktionen? Wie macht sie das?

Die meisten Zweijährigen können schon noch jüngere Kinder – so gut sie können – beschützen und bemuttern, so wie sie es bei ihrer Mutter gesehen haben. Dagegen kümmern sich misshandelte Kinder meist nicht um das Leid anderer. In beobachtenden Untersuchungen reagierten sie sogar wütend auf sie und trösteten nicht (Main & Goldwyn, 1984, Pollak et al., 2005). So wie sie es wohl selbst erlebt haben.

Mithilfe beruhigender Bindungspersonen kann auch ein kleines Kind intensive negative Gefühle wie Eifersucht, Zorn, Frustration und Trauer aushalten und akzeptieren. Eine aufmerksame Bindungsperson nimmt alle Gefühlsäußerungen des Kindes als Beitrag für eine Kommunikation. Die negativen Äußerungen werden beschwichtigt, die positiven durch die eigene Freude vielleicht gesteigert. Man kann zum Beispiel große Geschwister verkrampft und süß-säuerlich über das Baby lächeln sehen. Eifersucht, Angst und Ärger werden deutlich gespürt, aber seinem geliebten Vater oder der Mutter zuliebe beherrscht das Kind diese Gefühle. Sie führen dann nicht zu Aggressionen oder Verleugnung. Das Prinzip „geteiltes Leid ist halbes Leid und geteilte Freude ist doppelte Freude“ wirkt besonders intensiv in Bindungsbeziehungen.

Die Vorstellung vom „dreigeteilten Gehirn“ (Mac Lean, 1970) kann die Reaktionen auf extreme Belastung sehr vereinfacht und schematisch anschaulich machen: Im Zentrum des Überlebenswillens liegt das „Reptiliengehirn“. Reptilien fressen, kämpfen für den eigenen Vorteil und legen Eier. Sie haben kein gruppenspezifisches Sozialverhalten. Darüber liegt das „Säugetiergehirn“. Dort werden die Jungenfürsorge und die Verhaltensweisen für den Gruppenzusammenhalt der individuell bekannten Tiere (Sippe) gesteuert. Kräftigere Tiere kämpfen gegen andere Sippen, um die Schwachen ihrer Sippe zu verteidigen (Wrangham & Peterson, 1996).

Beim Menschen kann die reflektions- und sprachfähige Hirnrinde die Impulse der unteren Schichten durch Lernen in Bindungsbeziehungen allmählich kanalisieren und beherrschen, allerdings nur unter günstigen Lebensbedingungen. Je größer die Überlebensangst ist, etwa wenn große Knappheit der Ressourcen herrscht oder eine extreme Bedrohung, können die unteren Schichten leicht das Denken und Handeln beherrschen. Das belegen die unbeherrscht aggressiven, egoistischen oder gruppenbestimmten Verhaltensweisen vieler Menschen bei Hunger, Pest und Krieg zu allen Zeiten.

1.4 Das sogenannte Böse

Aggression muss nicht gelernt werden, sie ist notwendig zum Überleben (Lorenz, 1963). Säugetiere nutzen ihre Kampfkraft auch zur Verteidigung der Herde, der Gruppe und der Jungen. Was vom Menschen gelernt werden muss - und zwar von **jedem einzelnen Kind** – ist, seine Aggression so im Zaum zu halten, dass sie nicht allzu schnell zu physischen oder verbalen Angriffen führt. Das gelingt nur aus Liebe zu jemand anderem oder erworbener Rücksicht und Mitleid mit dem Schwächeren. Im späteren Alter erscheint Aggression allerdings oft nicht mehr in physisch angreifendem Verhalten, sondern etwa in verbaler Aggression, im Denunzieren, Demütigen oder durch sozialen Ausschluss.

Eine Metaanalyse von Aggressionsuntersuchungen über Tausende von Kindern im Alter von 2 bis 11 Jahren in Kanada, USA und Neuseeland ging der Frage nach, in welchem Alter Kinder die meisten aggressiven Akte ausführen, um das zu bekommen, was sie wollen. Es wurden Verhaltensweisen wie Stoßen, Rempeln, Angreifen, Wegreißen und Bedrohen erfasst (Tremblay, 2004). Zunächst war nicht überraschend, dass aggressive Akte aus Egoismus in jedem Alter häufiger von Jungen als von Mädchen gezeigt werden. Überraschend war aber, dass solche Aggressionen am häufigsten im Alter von 2 Jahren vorkamen. In diesem Alter ist es demnach höchst wichtig für Eltern und Erzieher, daran zu arbeiten, das Kleinkind zu sozialisieren und zu kultivieren, um es für eine Gruppe erträglich zu machen.

Aggressionen enthalten immer die Intention, den anderen zu vertreiben oder „unschädlich“ zu machen. So ist verständlich, dass ein Kind seelisch, körperlich und in allen physiologischen und neuronalen Funktionen nachhaltig unter allzu strenger, aggressiver Erziehung, Vernachlässigung und Misshandlung leidet. Ebenso leidet es unter jeglicher Aggression in der Familie, ob zwischen den Eltern oder zwischen Eltern und Geschwistern (Cummings & Davies, 1996). In seiner sozialen Gruppe leidet es dann auch darunter, dass es nichts sozial Akzeptableres im Umgang mit anderen gelernt hat, wenn Ärger aufkommt.

2 Bindung, Trennung und das Wissen um die eigene Abstammung

Im ersten Lebensjahr „weiß“ der Säugling noch nicht, wer seine Eltern sind. Er erkennt und unterscheidet aber sehr schnell, wer häufig bei ihm ist und ihm Spannungen abnimmt. An diese Person bindet er sich. Wenn sie länger abwesend ist, sucht er in den dann zuverlässigen Anwesenden eine neue Bindungsperson. Er hat auch noch keine Vorstellung, wo seine Bindungsperson sein könnte, wenn sie nicht bei ihm ist, und ob sie je zu ihm zurückkehrt. Das macht eine längere Trennung von ihr ohne eine vertraute weitere Bindungsperson so leidvoll. Im ersten Jahr entwickeln Kinder jedoch schnell eine neue Bindung an eine neue,

fürsorgliche Person. Es scheint nur 1–2 Wochen zu dauern, bis Anzeichen neuer, stabiler Bindungen beobachtbar sind (Stovall & Dozier, 2000).

Die Vorerfahrungen des Säuglings machen eine erneute Bindungsentwicklung allerdings leichter oder schwerer. Je häufiger, zuverlässiger und feinfühlicher die Bindungsperson im ersten Jahr auf die Bindungsverhaltensweisen des Säuglings reagiert hat, umso größer ist sein Vertrauen in Bindungen. Andererseits hinterlassen auch Misshandlungserfahrungen im ersten Jahr Spuren im Gehirn (Teicher, 2002).

Im 2. Lebensjahr dauert es länger, bis sich ein Kleinkind neu bindet. Ungünstige Vorerfahrungen zeigen sich in Verhaltensmustern wie Misstrauen und allzu schneller Erregung von Angst, die es der annehmenden Mutter schwer machen, das Kind für sich zu gewinnen. Andererseits macht es die größere kognitive Reife für ein in der Familie verankertes Kleinkind leichter, auf überschaubare Trennungen mit weniger Trennungsleid zu reagieren. Sie beginnen, Verständnis für Zeitspannen mit den passenden Worten dafür („erst ... dann“, „gleich nach“ usw.) zu entwickeln (Benson, 1994). Das Kind kann nun seine Sicherheitsbasis im Gedächtnis behalten. Unvermittelte, unüberschaubare Trennungen sind aber nach wie vor sehr belastend für das Kind, das dann seine Sicherheitsbasis auch aus dem Gedächtnis verliert. Seine Bindungspersonen sind das Zentrum seiner Welt, unabhängig vom Verwandtschaftsgrad.

Im 3. Lebensjahr macht das größer werdende Sprachverständnis längere Trennungszeiten überschaubar und aushaltbar. Zudem verkürzt das größere Interesse des Kleinkindes an anderen Kindern und freundlichen Erwachsenen, die sich mit ihm unterhalten und mit ihm spielen, die Trennungszeit mental. Erst im späteren Kindergartenalter reden die Kinder über „meine Mama“ und „meinen Papa“ im Vergleich zu den anderen Mamas und Papas und wundern sich z. B., wenn ein Kind keinen Papa hat. Auch beginnen sie die biologische Verbindung zwischen Mutter und Kind zu verstehen, besonders wenn jemand ein Geschwisterchen bekommt. Sie fragen: „In wessen Bauch bin ich gewachsen?“ Aber erst im Alter von 6–7 Jahren verstehen Kinder den Unterschied zwischen Geburtseltern und Adoptiveltern (Juffer, 2006). Adoptivkindern, die aus sehr entfernten Nationen kommen, fällt es leichter, den Unterschied zu erkennen als Adoptivkindern, die innerhalb einer Nation neue Eltern bekommen haben.

Im beginnenden Schulalter gewinnen alle Kinder die Erkenntnis von Verwandtschaftsverhältnissen. Sie können sich vorstellen und finden es witzig, dass ihre Eltern selbst einmal Kinder waren und zwar von den Großeltern, und dass Tanten und Onkel deren Geschwister sind. In dieser Zeit bekommen Kinder „spitze Ohren“, wenn gesagt oder angedeutet wird, dass die Oma gar nicht ihre „richtige“ Oma ist. Dadurch ergibt sich die Erkenntnis, dass sie ihre „richtige“ Mutter verloren haben oder von ihr abgegeben wurden. Erst durch diese Erkenntnis kann das Gefühl einer Zurückweisung auch in liebevollen Adoptivfamilien aufkommen. Andererseits eröffnet es dann Träume, dass ihr „eigentlicher Vater ein König ist“.

3 Keine Bindung ohne Angst, Ärger und Trauer – die zwei Seiten des Bindungssystems

Ein Kind wird mit dem tief sitzenden „Wissen“ geboren, dass seine Sicherheit und sein Überleben davon abhängen, ob es von seiner Bindungsperson geschützt und versorgt wird. Eine Trennung von ihr verursacht Angst vor dem Tod. Selbst einige 6-Jährige, die noch nie lange von ihren Eltern getrennt waren, erzählen zu Trennungsbildern von ihrer Furcht, verhungern zu müssen oder gewaltsam zu Tode zu kommen, wenn die Eltern sie allein lassen.

Diese Angst, schutzlos zu sein, ist natürlich und nützlich, es ist die berechnete Angst vor dem Ersticken, Verhungern und vor einem schrecklichen Angreifer. Diese Angst führt zur Bereitschaft, intensiv um den Erhalt der Bindung zu kämpfen, wenn sie gefährdet ist. Die tief eingegrabene Angst vor dem Verlassenwerden zeigt sich bei Trennungen. Man beobachtet eine „Mobilmachung“ aller Kräfte, um die Nähe zur Bindungsperson wieder herzustellen, zunächst intensives Rufen und Suchen, auch die aggressive Bereitschaft gegen „Entführer“, „Nebenbuhler“ oder Hindernisse zu kämpfen, und auch schon mal ärgerliches Strafen des Bindungspartners (Mutter das Kind oder umgekehrt), damit es zu keiner erneuten Trennung kommt. In diesen Zeiten der großen Angst werden alle anderen Bedürfnisse (Nahrung, Spiel, eigene Körperpflege) in den Hintergrund gedrängt.

3.1 Die „Wunde“ der mütterlichen Ablehnung

Ein junges Kind kann ohne Bemutterung nicht leben. Es kann sich nicht vorstellen, eine andere Mutter zu bekommen, aber es knüpft in seiner Familie mehrere, wenn auch andersartige Bindungen, wie zum Vater, zu den Geschwistern und evtl. zu einem Großelternanteil oder der Tagesbetreuerin. Ein Kind, besonders ein junges, kann mehr als eine Bindung entwickeln, aber nicht viele. Die Theorie spricht von einer Hierarchie von Bindungen. Je müder, belasteter, unglücklicher oder kränker ein Kind ist, umso mehr wünscht es sich die Nähe der primären Bindungsperson – meist die Mutter – und kann sich bei ihr am besten entspannen. Bei geringerem Missbehagen oder Frustrationen kann eine weitere Bindungsperson helfen und hinreichend trösten oder, wenn ihr das nicht gelingt, die Mutter herbeiholen. Kinder lernen auch schnell, welche Bindungsperson sie am besten bei welchen Bedürfnissen aufsuchen können. Mit wem können sie besser schmusen, sich entspannen oder wer vertreibt die Langeweile aufregender?

Wird ein junges Kind als Adoptivkind angenommen oder in einer Pflegefamilie aufgenommen, akzeptiert es den Schutz und die Fürsorge der anderen zugewandten Person zum Überleben. Zunächst zögerlich, allmählich immer stärker, denn es hat keine Alternative. Ist die Fürsorge beständig, wird es eine neue Bindung entwickeln. Je älter das Kind ist und, wie oben berichtet, je negativer seine Erfahrungen mit

Bindungen sind, desto länger dauert allerdings ein Neubeginn einer Bindung. Dennoch, so berichten viele Fachleute, scheinen Kinder nicht aufzugeben, nach einer Bindungsperson zu suchen, die ihnen Aufmerksamkeit, Schutz und persönliche Zuwendung gibt. Selbst verwaiste Straßenkinder schließen sich meist Gangs an, um von dieser Gruppe und besonders von ihrem Freund Schutz gegen Übergriffe anderer Gruppen zu erhalten.

Auch in einer liebevollen Familie weiß jedes angenommene Kind früher oder später, dass seine Mutter nicht für es sorgen konnte oder wollte. Es hat mindestens einmal mütterliche Zurückweisung erfahren und war so mindestens einmal ein „Todeskandidat“. Zudem durchlebte es Angst, Wut und Trauer, wenn es bei der Trennung älter als ein paar Monate alt war.

Die modernen Neurowissenschaften können die Prozesse, die traumatische Erlebnisse auslösen, erhellen. Besonders Kindesmisshandlung löst „Cortisol-Überflutungen“ im Gehirn aus, was zum Ausbau von „Schnellstraßen“ zur Übermittlung von Stress in alle Bereiche des Gehirns führt (Teicher, 2002). Das Kind wird sensibler und intensiver auf erneute Angst reagieren. Je häufiger ein Kind überwältigender Angst ohne Schutz und Trost ausgesetzt ist, umso sensibler reagiert es auf jegliche Belastung. Das gilt auch für Kinder, die häufig Streit und Aggression in ihrer Familie erleben. Die Angst vor Zurückweisung wird leichter durch kleine Widrigkeiten ausgelöst, als bei Kindern ohne traumatische Stresserfahrungen. Misshandelte Kinder „sehen“ mehr Wut in anderen und „sehen“ sich deswegen vorsorglich aggressiver als geschützte Kinder. Adoptierte Kinder, die aus rumänischen Waisenhäusern kamen, erkannten und bewerteten zwar ärgerliche Gesichter richtig, aber sie erkannten weder glückliche noch traurige noch ängstliche Gesichter und konnten sie nicht den angemessenen Situationen in bildlichen Darstellungen zuordnen (Wisner Fries & Pollak, 2004).

3.2 Desorganisation der Bindung bei dysfunktionalem Elternverhalten

Bei Rhesusaffen wurde beobachtet, welche Konflikte und Belastungen Jungtiere bewältigen müssen, wenn die Bindungsperson kein „Sicherer Hafen“ und keine Sicherheitsbasis ist. Ihre Mutterattrappen („Monster-Mütter“) wurden so präpariert, dass sie das klammernde Kind verletzten oder abschüttelten. Die Jungtiere wichen dann zurück, beobachteten intensiv ihre Mutterattrappe und kamen aber schnell wieder, wenn die Attrappe gefahrlos zugänglich war (Blum, 2002). Sie ließen nicht davon ab, sich an sie anklammern zu wollen.

Vielen der Rhesusaffenweibchen, die mit einer Mutterattrappe aufgezogen worden waren, fehlte das mütterliche Verhaltensrepertoire. Sie haben es nicht lernen können. Ein Teil der „motherless mothers“ hat ihr Junges nicht akzeptiert und z. T. sogar misshandelt. Die Jungen dagegen gaben nicht auf, in ihre Nähe zu gelangen und klammerten sich schließlich an ihren Rücken, um außer Reichweite ihrer ab-

wehenden Arme zu sein. Die Jungen der „Monster-Mütter“ und der mutterlosen Mütter waren so sehr mit der Überwindung der Zurückweisung beschäftigt, dass sie keine Energie und Zeit zum Spielen freihatten. Sie wurden dann auch von den anderen Jungen als inkompetente Spielpartner abgelehnt.

Welche geistigen Prozesse sind zu erwarten, wenn der „Empfang“ von Mütterlichkeit gestört wurde?

- Die Nähe zu einer vertrauten Person ist eher beängstigend oder unbedeutend, aber nicht entlastend.
- Die Bedürfnisse und Wünsche anderer – auch kleiner hilfloser Kinder - sind unbedeutend oder lästig.
- Die eigene Stressregulation muss selbstständig ohne die Bindungsperson erfolgen, man kann nicht auf die Hilfe anderer hoffen.
- Eigene Bindungsbedürfnisse oder die anderer lösen Angst und Abwehr statt Mitgefühl aus.
- Andere Menschen spielen für diese Person entweder keine Rolle oder sind bedrohlich, wenn sie emotional zu nahe kommen.

Die Bindungsforschung bezeichnet die Art von Bindung zu einer beständigen aber dysfunktional, lieblos handelnden Bindungsperson als **desorganisierte Bindung**. Sie zeigt sich darin, dass ein verzweifelter Kind seine Mutter, die in seiner Nähe ist, nicht zur Beruhigung aufsucht. Man sieht, wie dem Kind die Orientierung an einer sicheren Basis fehlt. Es sieht keinen Fluchtweg zum „Sicheren Hafen“ bei Angst und Überlastung. Seinem Bindungsverhalten fehlt die Organisation: „Hin bedeutet Schutz, weg ist gefährlich“.

4 Forschungsergebnisse über angenommene Kinder

Im Sozialverhalten zeigen sich die häufigsten Störungen bei Kindern, die lange keine Bindung entwickeln konnten. Unspezifische Zuwendung zu jedem freundlichen Fremden war bei ehemaligen Heimkindern noch bis ins Schulalter nachweisbar (O'Connor, 2005, Tizard & Hodges, 1978). Adoptierte, ehemalige Heimkinder, zeigen vermehrt die Symptome von Störungen der Aufmerksamkeit und ungesteuertem Aktivismus. Je länger sie in einem Heim lebten, umso ausgeprägter waren die Symptome (Kreppner et al., 2001). Selbst in guten Adoptivfamilien ließen sich Schwierigkeiten, reife Freundschaftsbeziehungen zu erhalten, bei Jugendlichen nachweisen, die schon mit 2 Jahren adoptiert worden waren (Rutter & Rutter, 1993).

Eine Untersuchung aus England, die erwachsen gewordene Adoptierte nach ihrer Verbundenheit mit der Adoptivfamilie fragte, fand große Unterschiede zwischen den Erwachsenen, die vor oder nach 6 Monaten adoptiert worden waren. Je später die Adoption erfolgt war, umso seltener fühlt sich später der Erwachsene zur Adoptivfamilie zugehörig. Nur 7% der 239 Früh-Adoptierten hielten *keinen* Kontakt zu ihrer Adoptivfamilie, aber 22% derjenigen, die nach dem Alter von 24 Monaten adoptiert worden waren (Howe, 2001).

Eine holländische Langzeitstudie untersuchte 160 international Adoptierte, deren Adoptionsalter von der Säuglingszeit bis zu 14 Jahren reichte (Jaffari-Bimmel et al., 2006). Aktuelle und frühere elterliche Feinfühligkeit erwiesen sich als zentral für die seelische Gesundheit der Kinder. Die Feinfühligkeit der Adoptivmutter in der mittleren und späten Kindheit milderte auch die Nachwirkungen eines frühen schwierigen Temperaments auf das Sozialverhalten der 14-Jährigen ab.

Weitere Schutzfaktoren, auch für die Entwicklung gelingender Pflegeverhältnisse, die in der Forschung genannt werden, sind: Stabilität einer etablierten Bindung zu feinfühligem Elternpersonen (Gauthier et al., 2004, Grisby, 1994), so dass das Kind Vertrauen hat, geschützt und verteidigt zu werden. Es sollte fühlen und wissen: „Familie ist, wo man nicht rausgeschmissen wird.“

Dagegen gibt es etliche Warnzeichen, die gegen einen Verbleib oder Rückführung zur Geburtsmutter sprechen (Kindler, Lillig, Blümig, Meysen & Werner, 2006):

- a) formelle Kriterien sind ein sehr niedriger Bildungsstand, Misshandlungserfahrungen der Mutter als Kind, psychiatrische Pathologie, Substanzabhängigkeit, Gefängnisarrest, Depression und Gewalt in der Familie. Die Häufung von Risikofaktoren ist gravierender als jedes einzelne Zeichen.
- b) als funktionelle Kriterien der Erziehungsfähigkeit aus dem Bereich der Bindung wird die Fähigkeit genannt, die Bedürfnisse des Kindes nach körperlicher Versorgung und Schutz zu erfüllen und eine stabile und positive Vertrauensperson sein zu können.

Die Forschungsgruppe von Mary Dozier in Delaware untersuchte die geistige Haltung bzw. die Einstellung zu Bindungen der Pflegemutter und analysierte die ausführlichen Tagebücher der Pflegemütter hinsichtlich der sich entwickelnden Bindung des Kleinkindes an sie (Dozier et al. 2001). Wenn die Pflegemutter eine sicher-autonome, wertschätzende Einstellung zu Bindungen hatte, entwickelte das Kleinkind mit hoher Wahrscheinlichkeit eine sichere Bindung zu ihr. Die „sicheren“ Pflegemütter waren akzeptierender, fühlten sich dem Kind mehr verpflichtet und glaubten an ihren günstigen Einfluss auf ihr Kleinstkind. Diese Überzeugungen waren zwar weit schwächer, wenn das Kind bei Pflegebeginn schon älter als 12 Monate war, aber die gute Passung zwischen der Bindungssicherheit der Pflegemutter und des Pflegekindes blieb trotzdem bestehen. War dagegen die geistige

Haltung zu Bindungen der Pflegemutter unsicher, dann zeigten die Kleinkinder in hohem Maße eine desorganisierte Bindung an sie (Dozier & Rutter, 2008).

Miriam Steele in New York ließ Pflegekinder im Vorschulalter, die traumatische Erfahrungen mit ihren Geburtsmüttern gemacht hatten, Geschichten zu Bildern mit Trennungen erzählen (Steele et al., 2002). Auch sie fand Unterschiede im Verhalten der Kinder je nach Einstellung der Pflegemutter zu Bindungen. Vorschulkinder von „sicheren“ Pflegemüttern erzählen Geschichten mit weniger Aggressionen, Katastrophen, Rollenumkehr oder anderen Traumata. Sie hatten neues Vertrauen in Bindungen gefunden.

5 Schlussfolgerungen

Bindung ist ein Band, das zwei Personen über Raum und Zeit hinweg in ihren Gefühlen verbindet. Bindungen gehen „unter die Haut“ und „wachsen ans Herz“, d. h., sie regulieren von Anfang an die Wahrnehmung sozialer Ereignisse, Gefühle, Erwartungen, Absichten und Wünsche. Bindungen strukturieren durch Interaktionen innere physische und psychische Prozesse eines Kindes bis zur Strukturierung seines Gehirns.

Die Bindungstheorie begründet die tief sitzende Angst vor dem Verlassenwerden von der Mutter bzw. Bindungsperson etwa so: Das biologische Programm Bindung „zwingt“ das Kind, sich an diejenige stärkere und weisere Person zu binden, die es regelmäßig versorgt. Es muss alle Fähigkeiten mobilisieren, um in ihrer schützenden Nähe zu bleiben. Nur dann ist sein Überleben als schwaches und unwissendes Junges gesichert. Die Aufgabe des Kindes durch die Mutter hat in der Frühzeit des Menschen den sicheren Tod des Kindes bedeutet, unter manchen Umständen bis heute. Bei einem überlebenden, einmal weggegebenen Kind hinterlässt es eine Spur des Nichts-Wert-Seins.

Je früher und länger ein Kind in einer Familie ist – auch bei annehmenden Eltern –, umso mehr fühlt es sich dort zugehörig. Eine sichere Bindungsentwicklung zu annehmenden, dem Kind zugeneigten Eltern ist auch nach der Säuglingszeit möglich. Forschungsergebnisse sehen diese Zusammenhänge als gesichert an (Dozier & Rutter, 2008).

Annehmende Eltern sind ebenso der Feinfühligkeit gegenüber den Bedürfnissen des Kindes verpflichtet wie Geburtse Eltern, damit das Kind eine sichere Bindung zu ihnen entwickeln kann. Mindestens eine sichere Bindung bedeutet für das Kind eine positivere Persönlichkeitsentwicklung als keine sichere Bindung. Die Bindungsqualität zeigt sich auch in der Qualität der emotionalen Selbstregulation und in den sozialen Fähigkeiten des Kindes.